

Karin Hausen

Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte



Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

Band 202

Vandenhoeck & Ruprecht



Karin Hausen, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

Herausgegeben von

Gunilla Budde, Dieter Gosewinkel, Jürgen Kocka,
Paul Nolte, Alexander Nützenadel, Hans-Peter Ullmann

Frühere Herausgeber

Helmut Berding und Hans-Ulrich Wehler (1972–2011)

Band 202

Vandenhoeck & Ruprecht

Karin Hausen, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte

Karin Hausen

Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 13 Tabellen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-37025-4
ISBN 978-3-647-37025-5 (E-Book)

Umschlagabbildung: Gregory Crewdson, »Untitled«, 2003–2005
© Gregory Crewdson. Courtesy Gagosian Gallery

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Oakville, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: textformart, Göttingen
Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Einleitung	7
----------------------	---

I. BÜRGERLICHE GESCHLECHTERORDNUNG

Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben . . .	19
»... eine Ulme für das schwanke Efeu«. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeiten im späten 18. und 19. Jahrhundert	50
Der Aufsatz über die »Geschlechtscharaktere« und seine Rezeption. Eine Spätlesung nach dreißig Jahren	83

II. HAUSHALT UND TECHNIK

Technischer Fortschritt und Frauenarbeit. Zur Sozialgeschichte der Nähmaschine	109
Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert	131
Häuslicher Herd und Wissenschaft. Zur frühneuzeitlichen Debatte über Holznot und Holzsparkunst in Deutschland	161

III. ARBEITEN, WIRTSCHAFTEN UND GESCHLECHTERDIFFERENZ

Wirtschaften mit der Geschlechterordnung. Ein Essay	189
Arbeiterinnenschutz, Mutterschutz und gesetzliche Krankenversicherung im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Funktion von Arbeits- und Sozialrecht für die Normierung und Stabilisierung der Geschlechterverhältnisse	210
Arbeit und Geschlecht	238

IV. MUTTERTAG, VOLKSTRAUERTAG UND ANDERE ANTWORTEN AUF DEN ERSTEN WELTKRIEG

Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: der »Deutsche Muttertag« 1923–1933	255
Der Volkstrauertag. Ein Tag des nationalen Gedenkens an die getöteten deutschen Soldaten	303
Die Dankesschuld des Vaterlandes für die Witwen und Waisen der Kriegshelden des Ersten Weltkriegs	330

V. THEORETISCHE UND HISTORIOGRAPHISCHE HERAUSFORDERUNGEN

Patriarchat. Vom Nutzen und Nachteil eines Konzepts für Frauenpolitik und Frauengeschichte	359
Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte	371
Verzeichnis der Erstveröffentlichungen	393

Einleitung

Geschlechtergeschichte war Anfang der 1970er Jahren noch eine Terra Incognita. Dieses Neuland zu entdecken, zu umreißen und zu erschließen, gelang nicht in einem Geniestreich oder als heroische Einzelleistung. Geschlecht als eine unverzichtbare Kategorie für soziale und historische Analysen durchzusetzen und Geschlechterverhältnisse nicht länger als natürliche anthropologische Konstante, sondern in ihrer Geschichtlichkeit zu begreifen, war ein langwieriges Unterfangen. An den Expeditionen in das noch unbekannte Terrain beteiligten sich zunächst nur Wissenschaftlerinnen in schnell wachsender Zahl. Sie waren angetrieben durch die Neue Frauenbewegung, ausgerüstet mit unterschiedlichen disziplinären Ausbildungen, geprägt durch nationale akademische Traditionen. Das Vorgehen war anfangs eher tastend als zielgerichtet. Es galt, professionelle Widerstände zu überwinden, materielle und personelle Grundausstattungen zu erkämpfen und ebenso schwierige wie konflikträchtige inhaltliche, methodische und theoretische Vorklärungen zu erarbeiten. Um 1990 aber war es gelungen, Geschlechtergeschichte in vielen Ländern als seriöse akademische Veranstaltung und ernst zu nehmende Herausforderung der Geschichtswissenschaft zu etablieren. Sie als unverzichtbar für jegliche historische Gesellschaftsanalyse zu reklamieren, bedeutete allerdings noch lange nicht, ihr auch in den Entwürfen von breit ausgelegter Gesellschaftsgeschichte tatsächlich konzeptionell und forschungspraktisch bereits zu einem allgemein akzeptierten Platz zu verhelfen.

Eine schnellere Akzeptanz der Geschlechtergeschichte und deren Anerkennung als weitreichende historiographische Innovation wäre durchaus denkbar gewesen. Dafür sprachen die Entwicklungen der Geschichtswissenschaften Westeuropas und Nordamerikas in den 1960er Jahren. Der Aufbruch zur Geschlechtergeschichte begann, als die Geschichtswissenschaften bereits damit befasst waren, die – vor allem in Deutschland und speziell in Westdeutschland noch stark ausgeprägte – Dominanz der Politikgeschichte alten Stils zu überwinden und mit so verschiedenen Ansätzen wie Sozial-, Wirtschafts-, Arbeiter-, Mentalitäts-, Bevölkerungs- und Familiengeschichte eine neuartige Gesellschaftsgeschichte durchzusetzen. Geschlechtergeschichte hätte, vorausgesetzt sie wäre schon ernst genommen worden, darin von Anfang an einen angemessenen Platz finden können. Im Kern ging es ihr um die Erforschung folgender Fragen: Was bedeutete es in Gesellschaften früherer Zeiten und Kulturen, zu einer Frau, zu einem Mann heranzuwachsen und in den jeweiligen städtischen oder dörflichen Milieus ihres Standes, ihrer Klasse oder Schicht, ihrer Ethnie oder Rasse zu leben, zu arbeiten und sich zu bewähren? Was bedeutete es umgekehrt für historische Gesellschaften insgesamt, dass die jeweils geltende Geschlech-

terordnung kulturell, sozial, wirtschaftlich und politisch wirksam war und die gesellschaftlichen Verhältnisse institutionell und strukturell mitprägte? Und wie beeinflusste die dergestalt mehr oder weniger erfolgreich und dauerhaft in Menschen und Gesellschaften nach Maßgabe der herrschenden Geschlechterordnung verankerte Geschlechtlichkeit die Stabilität oder Fragilität von Gesellschaften im Prozess des historischen Wandels?

Die Widerstände gegen das historiographische Projekt der Geschlechtergeschichte sind aus heutiger Sicht nur noch schwer nachvollziehbar. Entscheidend war, dass es in den 1970er und 1980er Jahren in der Geschichtswissenschaft wie auch in anderen Universitätsdisziplinen bei der Reaktion auf die ausschließlich von Frauen erhobenen Forderungen, Frauenforschung zuzulassen und auszustatten, zunächst weniger um fachspezifische Inhalte als um die Verteidigung disziplinärer und akademischer Hoheiten und Konventionen ging. Je exklusiver in Universitäten und Fachdisziplinen Wissenschaft als bezahlter Beruf auf Lebenszeit von Männern betrieben wurde, desto einfacher war es, mit der Macht von Geschlecht, Status und fachlicher Überlegenheit ein von Studentinnen, Doktorandinnen und befristet tätigen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen gewagtes feministisches Aufbegehren und Fordern als unbotmäßig und unqualifiziert auszubremsen. In der Bundesrepublik bot es sich zusätzlich an, den bereits gegen Marxisten als Waffe erprobten Vorwurf unwissenschaftlicher Parteilichkeit nun auch gegen Feministinnen einzusetzen. Trotz einer solchen machtgestützten inneruniversitären Abwehr wirkte die von außen aufgelegte Beunruhigung allerdings weiter. Die Neue Frauenbewegung brachte die Frauenfrage, um die es bis dahin still geworden war, nun vehement als eine an Männer adressierte Geschlechts- und Machtfrage in die Öffentlichkeit zurück und weckte – anfangs fast ausnahmslos bei Frauen – Interesse für die Geschichte der allzu lange als natürlich hingenommenen, Männer privilegierenden Geschlechterverhältnisse. Ebenfalls in die Schusslinie der Kritik geriet damit die jahrzehntelang übliche Praxis, bei wissenschaftlicher Analyse und Kritik die gesellschaftlich grundlegende Ordnung der Geschlechterverhältnisse kommentarlos auszusparen.

Es fiel nun auf, wie stark den Forschungen über Frauen oder Männer in allen Disziplinen implizit das Vorverständnis natürlich-normaler Geschlechterverhältnisse unterlegt wird und wie selbstverständlich es ist, wenn über Menschen (Arbeiter, Politiker, Bürger, Jugendliche) geforscht wird, ausschließlich an Männer zu denken und stillschweigend von Frauen abzusehen. Feministische Wissenschaftlerinnen beantworteten diese wissenschaftlich nicht legitimierbaren Unterlassungen mit der Forderung, Geschlecht als eine grundlegende analytische Kategorie anzuerkennen, in der Forschungspraxis anzuwenden und zu prüfen, wie sich diese Innovation auf die bisherigen Fundamente des wissenschaftlichen Arbeitens und die vermeintlich gesicherten Ergebnisse auswirkt. Für gegenwartsbezogene ebenso wie für historische Sozial- und Kulturwissenschaften bedeutete das einen Angriff gegen bislang für selbstverständlich gehaltene Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens. Die bequemste Art, mit

dieser Zumutung umzugehen, war konsequentes Ignorieren. Etwas aufwändiger war es, den Vorstoß lächerlich zu machen und ihm Qualifikationsdefizite und Unwissenschaftlichkeit zu unterstellen. Als wohlfeiles Entgegenkommen oder gezielte Eingrenzungsstrategie gab es außerdem das verführerisch-generöse Angebot, im hinteren Seitenflügel der Fachdisziplin einen Experimentierraum bereit zu stellen. Eher gemieden, da unter Fachkollegen argwöhnisch begäugt, wurde dagegen längere Zeit die Möglichkeit, sich der Herausforderung zu stellen und deren Stichhaltigkeit ernsthaft zu prüfen. Je erfolgreicher jedoch die seit Ende der 1960er Jahre international kommunizierenden feministischen Bewegungen ihre Forderungen nach umfassender gesellschaftlicher Transformation zugunsten von mehr Rechts- und Chancengleichheit für Frauen auf die politische Agenda setzte, um so wahrscheinlicher wurde es, dass auch die Geschlechtergeschichte allmählich immer weitere Bereiche der als seriös anerkannten akademischen Geschichtswissenschaft erreichen würde. Allerdings boten die nationalen Universitätslandschaften für eine solche Neuorientierung sehr unterschiedliche Entfaltungsmöglichkeiten. Entscheidend war, ob überhaupt und wie viele Wissenschaftlerinnen jeweils beruflich innerhalb der Universitäten, Fakultäten und Institute arbeiteten und über welche Bereitschaft und Chancen zur Einflussnahme sie dort verfügten, um Forderungen und Impulse der feministischen Bewegung in die Universitäten hineinzutragen und in akademische Lehre und Forschung umzusetzen. Nicht von ungefähr kamen daher entscheidende Antriebe und Pionierleistungen aus den USA und in engem Verbund mit diesen auch aus Großbritannien. Regere internationaler Austausch und intensiv praktizierte Interdisziplinarität gehörten von Anfang an auch in Deutschland zu den Wegbereitern der historischen Frauenforschung.

Festzustellen, dass es bislang historiographisch für Frauen in der Geschichte offenbar keinen Platz gab, wies den Weg zu der Frage, warum und wie dieses unhinterfragt möglich war, und lenkte über kurz oder lang die forschende Neugier über die Frauengeschichte und die schlichte Programmatik, patriarchalische Männergeschichte entlarven zu wollen, hinaus in das Feld einer umfassenden Geschlechtergeschichte. Wer auszog, Frauen in der Geschichte historiographisch angemessen ins Licht zu rücken, kam auf Dauer nicht umhin, mit gleicher Aufmerksamkeit auch die Geschichte von Männern und Männlichkeiten zu erforschen. Erst mit dieser Erweiterung wurde es möglich, die bereits angedachte, normativ und institutionell männlich-weiblich choreographierte, auf Wechselseitigkeit angelegte Beziehungsgeschichte zwischen Frauen, Männern und Gesellschaft zu untersuchen und zu verstehen. In Ergänzung zur anfänglichen Fokussierung auf Frauen forschten bereits in den 1990er Jahren Wissenschaftlerinnen und bald auch Wissenschaftler vermehrt über Männer und Männlichkeiten in der Geschichte und verhalfen damit der schon in den 1980er Jahre angestrebten relationalen Geschlechtergeschichte zu einer breiteren und solideren Grundlage.

Die historische Erforschung der Geschlechterverhältnisse begann mit dem anspruchsvollen Ziel, die Historiographie insgesamt neu zu vermessen. Das

Projekt sah sich allerdings in der Forschungspraxis zunächst vor die Aufgabe gestellt, das Forschungsfeld empirisch, methodisch und theoretisch überhaupt erst von Grund auf zu erschließen. Die akuten Herausforderungen resultierten weniger als anfangs erwartet aus einem Mangel an Quellen. Um so schwieriger aber erwies sich die produktive Auseinandersetzung mit der im Zuge der Forschungen immer deutlicher zutage tretenden Komplexität und inneren Widersprüchlichkeit der in die Gesellschaften eingebetteten Geschlechterverhältnisse. Gefragt war angesichts dieser Herausforderung außer breiter historischer Informiertheit auch die Fähigkeit, Ambivalenzen auszuhalten, mit diesen sensibel umzugehen und allen auf Eindeutigkeit zielenden Konzepten, Kategorien und Urteilen mit kritischer Distanz zu begegnen.

Das bedeutete, die in der wissenschaftlichen und alltagssprachlichen Kommunikation beliebten, da Klarheit signalisierenden, binären Kategorisierungen Allgemeines versus Besonderes, Natur versus Kultur, Öffentlichkeit versus Privatheit, Täter versus Opfer, Produktion versus Reproduktion in Zweifel zu ziehen und deren empirische Fragwürdigkeit und geschlechterpolitische Implikation herauszuarbeiten. Was heute als Linguistic Turn bekannt und verallgemeinert ist, wurde speziell im Hinblick auf Geschlechterforschung in unzähligen interdisziplinären feministischen Theorie- und Methodendebatten ausgelotet. Für die historische Geschlechterforschung hat erst die Einübung in Methoden der Dekonstruktion, die analytisch tiefer greifen, indem sie genauer an Sprache ansetzen, die zwingend erforderliche Radikalisierung der Quellenkritik ermöglicht. Die Erkenntnis, dass Sprache historische Wirklichkeiten gestaltet und produziert, ist für geschichtswissenschaftliches Arbeiten weitaus relevanter als die Kontroverse, ob Wirklichkeit so sehr an Sprache gebunden ist, dass es jenseits von Sprache keine Wirklichkeit gibt. Historische Quellen bringen Frauen als Akteurinnen der Geschichte sprachlich zum Verschwinden, wenn sie vom Streik der Textilarbeiter berichten, obwohl in Textilfabriken mehrheitlich Frauen arbeiteten. Die Rede vom allgemeinen Wahlrecht unterschlägt die noch für Jahrzehnte vom Wahlrecht ausgeschlossenen Frauen. Den Mann als Ernährer und Beschützer der Familie sprachlich zu installieren, bedeutet zugleich, ihm die Frau als ernährungs- und schutzbedürftig und nicht als Ernährerin und Beschützerin der Familie zur Seite zu stellen. Die sprachliche Erschaffung von Privatheit und Öffentlichkeit als getrennte, männlich-weiblich unterschiedlich zugewiesene Bereiche wurde Wirklichkeit in Gestalt dauerhafter Verankerungen im Rechts- und Sozialsystem des 19. und 20. Jahrhunderts. Für die wissenschaftliche Analyse, Kritik und vielleicht auch aktuelle Begrenzung derartiger über lange Zeit wirksamer und auf eindeutige Zweigeschlechtlichkeit zielender Geschlechter-Konstruktionen hat sich Dekonstruktion als unverzichtbare Methode bewährt.

Das Projekt der historischen Geschlechterforschung ist inzwischen in die Jahre und zu akademischem Ansehen gekommen. Um 1990 wurden Spezialzeitschriften und Publikationsreihen gegründet, und auch andere historische Fachzeitschriften zeigten nun vermehrt Interesse. Allein die Zahl der in deut-

scher Sprache veröffentlichten Monographien, Sammelbände und Aufsätze ist inzwischen kaum mehr zu überschauen. Die Orientierung erleichtern heute Einführungen, Nachschlagewerke und international vergleichende Überblicke über den erreichten Stand der Forschungen und deren Relevanz im Kanon historiographischer Wissensgebiete.¹ Geschlechtergeschichte hat sich empirisch und methodisch ohne Zweifel zu einem beeindruckend produktiven Forschungsgebiet entwickelt und erfreulicherweise darüber die Faszination des historiographischen Experimentierens nicht verloren.

Um so größer ist das Wagnis, wenn ich nun als eine über Jahrzehnte an der Entwicklung der Geschlechtergeschichte in Deutschland beteiligte Akteurin ein Buch vorlege, das konsequent als rückschauende Dokumentation konzipiert ist. Es handelt sich um eine Auswahl von Aufsätze aus drei Jahrzehnten, die die Ergebnisse meiner langjährigen Erkundungen im Feld der Geschlechtergeschichte dokumentieren. Abgesehen von formalen Angleichungen und einzelner Korrekturen sind die Beiträge bewusst nicht überarbeitet und auf den heutigen Stand der Forschung gebracht worden. Eine solche Adjustierung wäre nicht nur sehr aufwändig, sondern auch unsinnig, denn sie würde eben das zerstören, was den Reiz dieser Sammlung ausmachen kann. Die zeitlich und thematisch breit gefächerten Studien befassen sich in der Hauptsache mit Deutschland in der Zeit vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Sie reflektieren und kommentieren Etappen der historischen Frauen- und Geschlechterforschung. Die Sammlung lädt zu einer Rückschau und dazu ein, am konkreten Beispiel der Aufsätze, die von ein und derselben Autorin zum Thema Geschlechtergeschichte verfasst worden sind, Historiographiegeschichte zu studieren.

Drei mögliche Lektüren des Buches bieten sich an. Die Aufsätze können erstens als eine Art Begleittext zur Entwicklung der historischen Geschlechterforschung allgemein und speziell in Deutschland gelesen werden. Dafür spricht, dass die ausgewählten Texte im deutschsprachigen und, sofern übersetzt, auch im englischsprachigen Raum sehr breit rezipiert wurden und zum Teil weiterhin werden. Sie kamen vornehmlich in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch über die Geschichtswissenschaft hinaus in verschiedenen Fächern der Kultur-, Sozial-, Literatur- und Kunstwissenschaften zum Einsatz. Sie dienen als Einstieg in das Wissens- und Forschungsgebiet, als Hil-

1 Jüngst veröffentlichte Einführungen sind A. Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien 2005; J. Martschukat u. O. Stieglitz, *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt 2008; C. Opitz, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen 2005; C. Opitz-Belakhal, *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt 2010. Zur Relevanz der Geschlechtergeschichte vgl. u. a. K. Hagemann u. J. H. Quataert (Hg.) *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt 2008, zuerst erschienen als: *Gendering Modern German History. Rewriting Historiography*, Oxford 2007; und A. Eppele u. A. Schaser (Hg.), *Gendering Historiography. Beyond National Canons*, Frankfurt 2009. Zu aktuellen Entwicklungen siehe *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, Jg. 18, Heft 2, 2007: *Geschlechtergeschichte gegenwärtig*; Jg. 19, Heft 2, 2008: *Krise(n) der Männlichkeit?*

fen zur Orientierung, als Anregung für weiteres Arbeiten, als Herausforderung zu Auseinandersetzung und kritischer Abgrenzung. Für diese erste Lesart bietet insbesondere der eigens für diese Sammlung geschriebene Rückblick auf die Rezeptionsgeschichte des Geschlechtscharaktere-Aufsatzes reichhaltiges Material.

Eine zweite Lesart folgt den Spuren meiner Forschungsintentionen. Die Aufsätze erproben entweder einen noch unbekanntem Zugang zur Geschlechtergeschichte, oder sie versuchen, bereits gewonnene Kenntnisse und Einsichten auszuwerten und Ausgangspositionen für weitere Forschungen zu systematisieren. Es handelt sich insgesamt um Versuche, Geschlechtergeschichte einzubetten in lang- und kurzfristige historische Entwicklungen. Es werden Bezüge hergestellt zu geschichtswissenschaftlich bereits mit Relevanz versehenen Ereignissen und längerfristig wirksamen gesellschaftlichen Strukturen, Institutionen, leitenden Ideen und Vorstellungen. Zur Sprache kommen die Entwicklung moderner Familienhaushalte, die Herausbildung und Wirkung kapitalistischer Arbeits-, Produktions-, Vermarktungs- und Konsumverhältnisse, der Einsatz von Sozialpolitik zur Abmilderung systembedingter Risiken und Krisen, aber auch der Erste Weltkrieg und dessen dramatische Auswirkungen. Methodisch geht es um Forschungsansätze, die auf eine Verbindung von Politik-, Ideen-/Mentalitäts-, Kultur-, Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte hinarbeiten und so ermöglichen, Geschlechtergeschichte als zentralen Bestandteil gesellschaftlicher Komplexität erkennbar und verstehbar zu machen.

Die Aufsätze zeigen auch, wie allmählich das Verständnis dafür gewachsen ist, dass Geschlechtergeschichte stets mit drei, zwar wechselseitig verbundenen und aufeinander einwirkenden, gleichwohl systematisch unterscheidbaren Ebenen zu tun hat, die hier ohne Anspruch auf definitorische Präzision kurz als Ordnung, Verhältnisse und Beziehungen gekennzeichnet werden sollen: Die auf Dauer angelegte Geschlechterordnung bezieht als umfassende kulturelle Ordnung ihre Legitimation aus Religion, Natur oder unterstellter gesellschaftlicher Notwendigkeit. Sie formt in großen Zügen die erwünschte Anordnung und das aufeinander Bezogensein von männlichem und weiblichem Geschlecht sowie entsprechende Männlichkeiten und Weiblichkeiten. In westlichen Kulturen postuliert die Ordnung strikte Zweigeschlechtlichkeit und eine zugunsten des männlichen Geschlechts ausgelegte Geschlechterhierarchie. Auf der zweiten Ebene geht es um Geschlechterverhältnisse. Diese sind historisch jeweils spezifische, kulturell, institutionell und strukturell verankerte Übersetzungen der Geschlechterordnung; ihre konkreten Ausgestaltungen folgen den im historischen Wandel veränderten gesellschaftlichen Gegebenheiten und Erfordernissen. Auf einer dritten Ebene bezeichnen Geschlechterbeziehungen die Art und Weise, wie Frauen und Männer als Personen einzeln und in Gruppen handeln und wie sie im Wissen um die geltende Ordnung und in Auseinandersetzung mit den herrschenden Verhältnissen ihre Beziehungen zu Menschen des eigenen und des anderen Geschlechts in ihrem Leben und ihrer Arbeit unter Nutzung der ihnen erreichbaren Spielräume tatsächlich ausgestalten. Auf diesen drei systematisch unterscheidbaren Ebenen entfalten die für historische Gesell-

schaften charakteristischen Ungleichheiten der Zugänge zu Herrschaft, Macht, Ressourcen und Chancen ihre Wirkung. Die Kategorie Geschlecht muss deshalb stets im Verbund mit weiteren Ungleichheits-Kategorien wie Stand/Klasse und Ethnie/Rasse zum Einsatz kommen.

In einer dritten Lesart können die hier vorgestellten Texte auch als Szenen einer für Deutschland entworfenen, gesellschaftsgeschichtlich orientierten Geschlechtergeschichte aufgenommen werden. Dieser Lesart kommt entgegen, dass die ausgewählten Texte nicht chronologisch nach dem Datum der Erstveröffentlichung, sondern thematisch gruppiert sind.

Die erste Szene lenkt den Blick auf die bürgerliche Geschlechterordnung und bietet zugleich Platz für den frühesten und bekanntesten Aufsatz dieses Buches und für die aus heutiger Sicht nachgezeichnete Rezeption. Die »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« ist entstanden als Beitrag zur historischen Familienforschung und ein Versuch, die Verbreitung und normative Kraft eines geschlechtergeschichtlich wichtigen kulturellen Orientierungssystems vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert aufzudecken und historisch zu deuten. Eine wesentliche Ergänzung liefert der spätere Aufsatz über Ulme und Efeu mit Anhaltspunkten für eine langfristig ausgelegte Sozialgeschichte bürgerlicher Ehepaare und bürgerlicher Eheverhältnisse. Auch hier geht es nicht darum, Aussagen über je individuelle Erfahrungen, Identitäten, Identifikationen, Gefühle zu treffen, wie sie mit der historischen Anthropologie und der Quellengruppe der Ego-Dokumente zum Zuge gekommen sind. Statt dessen interessieren vornehmlich die in der Regel verfügbaren, durch sozio-kulturelle und materielle Ausstattungen zugemessenen Spielräume, innerhalb derer bürgerliche Frauen und Männer in Ehe und Familie für sich und ihre Nachkommen das Leben gestalteten.

Die zweite Szene verbindet die häufig irreführend als traditionell oder privat qualifizierten Haushalte mit Entwicklungen von Wirtschaft und Technik. Auch in Haushalten werden Güter und Dienstleistungen produziert. Das geschieht in der Hauptsache für den eigenen Bedarf, aber in der Form von Heimarbeit oder Überschussproduktion auch für den außerhäuslichen Warenmarkt. Zum Einsatz gelangen in Haushalten unbezahlte Familienarbeit und selbst erzeugte Rohstoffe und Halbfabrikate ebenso wie entlohnte zusätzliche Arbeitskräfte und gegen Geld vom Markt erworbene Güter. Die Studien zur Geschichte der Nähmaschine und zur Geschichte des Waschens verdeutlichen das Verbundenein häuslicher Wirtschaften mit den zunehmend kapitalistisch funktionierenden Marktwirtschaften. Technische und wirtschaftliche Neuerungen haben auch für Haushalte und Hausarbeiten weitreichende Auswirkungen, die im eigenen Haushalt wohl häufiger Frauen als Männern erhebliche Anpassungsleistungen abverlangen. Der Aufsatz über die Holzsparkunst am häuslichen Herd untersucht die Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgte Abgrenzung der nun exklusiv Frauen zugewiesenen Hauswirtschaft vom allgemeinen Begriff Wirtschaft und die begriffliche und konzeptionelle Einengung von Wirtschaft auf Volkswirtschaft und unterstreicht die Notwendigkeit, Wirtschaft unter Einschluss von Hauswirtschaft heute von Grund auf neu zu denken.

Die dritte Szene zeigt Arbeiten, Wirtschaften und Geschlechterdifferenz als einen in seiner Bedeutung kaum zu überschätzenden Verbund der Geschlechtergeschichte. Das Thema Arbeit und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hat die Frauenbewegung ebenso wie die Geschlechterforschung als aktuelles Problem und offensichtliche Ursache für anhaltende Diskriminierung von Frauen über Jahre intensiv beschäftigt und beschäftigt sie noch immer. Arbeit ist der Bereich, in dem die Fragen nach Ursachen und Wirkungen am weitesten ausdifferenziert, sehr kreativ und kontrovers diskutiert worden sind. Es ist ein wichtiger erster Schritt, den ebenfalls verengten Arbeitsbegriff um die nicht marktförmigen unbezahlten Haus- und Familienarbeiten wieder zu erweitern. Nicht minder folgenreich ist die zweite Neuerung, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht nur ökonomisch, sondern auch als grundlegendes kulturelles Vehikel zu begreifen, welches überall und jeder Zeit die Regularien der Geschlechterordnung zur Anschauung bringt. Die Teilung der Arbeit nach Geschlechtern stellt klar, wo und wie Männer de facto anders als Frauen und Frauen anders als Männer arbeiten, um der Ordnung willen anders arbeiten sollen und entsprechend darauf vorbereitet werden müssen. Das Nachdenken über dieses natürlich und selbstverständlich erscheinende Wirtschaften mit der Geschlechterordnung lenkt die Aufmerksamkeit zum einen auf diese selbst im Prozess des beschleunigten Wandels ungemein widerstands- und anpassungsfähige Ordnung. Zum andern wird erkennbar, dass die im 19. Jahrhundert prekäre gesellschaftliche Stabilität ganz erheblich durch das Zusammenspiel zwischen der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit auf der einen Seite sowie dem System der männlich oder weiblich zugewiesenen und bewerteten Arbeiten auf der anderen Seite hergestellt und – besonders früh in Deutschland – zusätzlich durch eingreifende Sozialpolitik gestützt wird. Nicht zuletzt deshalb ist es noch heute schwierig, die alte, unter den Bedingungen kapitalistischer Marktwirtschaft für Frauen nachteilige Ordnung des Arbeitens konsequent aufzugeben und an deren Stelle völlig neue, nicht geschlechtsspezifisch festgelegte Muster des Arbeitens zu verallgemeinern.

Die vierte Szene führt zu Deutschland in den Kriegs- und Nachkriegszeiten des 20. Jahrhunderts. Berichtet wird hier über Kriegerwitwen des Ersten Weltkriegs und deren Schwierigkeiten, nach dem Kriegstod des Ehemannes für sich und die Kinder ein möglichst annähernd standesgemäßes Überleben zu bewerkstelligen. Als Ergänzung und Kontrast dazu werden der Muttertag und der Volkstrauertag vorgestellt. Beide sind neue, in den 1920er Jahren erfundene und durchgesetzte Sonntagsfeierlichkeiten; beide antworten auf das Desaster des verlorenen Krieges und das Ende des Kaiserreichs; hinter beiden stehen auf der einen Seite um sittliche Wiederaufrüstung bemühte und auf der anderen Seite an Vermarktung von Waren interessierte Kreise. Die für die Festgestaltungen in Umlauf gebrachten Materialien erlauben nachzuzeichnen, wie moderne Massenmobilisierung organisiert und erfolgreich wird, wenn es ihr gelingt, in aller Öffentlichkeit solche Bilder, Worte und Handlungen in Szene zu setzen, die etwas von dem aufzunehmen und anzusprechen vermögen, was sehr viele

Menschen ohnehin schon bewegt. Beide Festivitäten schwören im Deutschland der Zwischenkriegszeit die Menschen darauf ein, je nach Geschlecht unterschiedliche Opfer zu bringen und Opfer entgegenzunehmen sowie für dargebrachte Opfer Dankbarkeit und Ehrung zurückzugeben, um damit letztlich auf Dauer sicher zu stellen, dass Männer als Soldaten und Frauen allgemein als Mütter und speziell als Mütter soldatischer Söhne auch in Zukunft zum Segen des Vaterlandes Opfer bringen werden.

Die für die Aufsatzsammlung erläuterten drei möglichen Lektüren betonen Zusammenhänge und verweisen auf Gesichtspunkte, die die Auswahl der hier abgedruckten Aufsätze angeleitet haben. Die Entscheidung war nicht einfach, angesichts des vorgegebenen Seitenlimits weitere interessante Themenfelder nicht zu berücksichtigen und die ausgewählten Themen nur mit wenigen Texten auszustatten. Zu hoffen ist, dass die strikte Beschränkung auch Vorteile hat. Aufsätze, die bislang als heterogene Einzelstücke rezipiert worden sind, können im Neben- und Miteinander dieser Sammlung dazu anregen, die Geschlechtergeschichte als wissenschaftliches Experimentierfeld und historisches Wissensgebiet im Hinblick auf Kontinuitäten, verbesserte Tiefenschärfe und aktuelle Relevanz auf neue Weise zu überdenken. Anhaltspunkte liefern hierfür zwei weitere Aufsätze, die am Ende des Buches allgemeinere Überlegungen zur Diskussion stellen und die drei vorgeschlagenen Lesarten noch einmal überbrücken. Der erste Text ist interessant als damals aktuelle Intervention und skeptischer Kommentar zu den Versuchen, die während der stürmischen Zeit der neuen Frauenbewegung mobilisierende Parole »Kampf dem Patriarchat« in ein theoretisches Konzept sozialwissenschaftlicher Analyse zu überführen. Der zweite Text bündelt historiographische Überlegungen und weist in die Zukunft. Erörtert wird, wie Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte auf lange Sicht im historischen Erinnern einen angemessenen Platz besetzen kann, wie sie dafür beschaffen sein müsste und warum Geschichtswissenschaft zumindest für einige Zeit nicht umhin käme, frühere Allgemeinheitsansprüche noch weiter als bisher zurück zu nehmen.

Für diese als Resümee platzierten Aufsätze gilt ebenso wie für das Buch insgesamt, dass die von mir entwickelten Fragen und Antworten zur Geschlechtergeschichte als Anregungen gedacht sind. Sie wurden und werden erneut veröffentlicht, um gelesen, kritisiert, verworfen, weiter entwickelt und durch Überzeugenderes ersetzt zu werden. Die optimistische Erwartung, dass es diese in meiner Vorstellung stets präsenten interessierten Anderen gibt und das vorgelegte Buch bei ihnen Anklang findet, hat mich während der Arbeit an dieser Veröffentlichung begleitet. Ganz in diesem Sinne werde ich auch demnächst im Feld der Geschlechtergeschichte weiter nach reizvollen neuen Themen Ausschau halten. Ein anderes Anliegen aber erhält an dieser Stelle Vorrang. Ich möchte hier und jetzt den vielen Menschen, die im Laufe der Jahre mit mir zusammen gearbeitet und mich auf vielfältige Weise angeregt, unterstützt und ermutigt haben, sehr, sehr herzlich danken.

I. BÜRGERLICHE GESCHLECHTERORDNUNG

Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«

Eine Spiegelung der Dissoziation
von Erwerbs- und Familienleben*

I

»Geschlechtscharakter«, dieser heute in Vergessenheit geratene Begriff bildete sich im 18. Jahrhundert heraus und wurde im 19. Jahrhundert allgemein dazu verwandt, die mit den physiologischen korrespondierend gedachten psychologischen Geschlechtsmerkmale zu bezeichnen. Ihrem Anspruch nach sollten Aussagen über die »Geschlechtscharaktere« die Natur bzw. das Wesen von Mann und Frau erfassen. Im folgenden wird der Versuch unternommen, die Herausbildung und Verwendung dieses dem Stichwort »Geschlechtscharakter« zugeordneten Aussagesystems nachzuzeichnen und zu interpretieren. Hinter diesem Versuch steht die Erwartung, dass über die Analyse familienrelevanter Normen ein Zugang gewonnen werden kann zu solchen qualitativen Aspekten des Familiengeschehens, die sich den heute vorzugsweise eingesetzten quantifizierenden Forschungszugriffen entziehen. Aussagen über den »Geschlechtscharakter« von Mann und Frau sind zwar zunächst normative Aussagen und als solche stehen sie in einem schwer zu erkennenden Verhältnis zur Realität. Aber ebenso sicher ist, dass Aussagen über das Wesen der Geschlechter im allgemeinen Erfahrungszusammenhang der sozio-ökonomisch realen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung entstehen und Geltung beanspruchen. Es ist deshalb anzunehmen, dass sie zumindest nicht im Widerspruch zum geltenden Modell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung stehen. Weiterhin ist zu bedenken, dass die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in erster Linie und traditionellerweise in Familie und Haushalt ein zentrales Organisations- und Funktionselement ist. Damit aber wirkt sie immer auch als entscheidender Faktor der kindlichen Sozialisation, deren Realisierung sowie Zielsetzung sie gleichermaßen nachhaltig prägt. Sozialisation aber ist, indem sie das spätere Verhalten und Handeln der Erwachsenen ausrichtet, als Wechsel auf die Zukunft eine unauflösbare Legierung aus materiellen und normativen, direkten und indirekten Erfahrungsmomenten. Dieser Hinweis auf das für die Familie als dem »natürlichen« Ort von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung offenbar besonders relevante dialektische Wechselspiel zwischen Realität und Normativität ist die eine Möglichkeit,

* Zuerst erschienen in: *W. Conze* (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.

die Beschäftigung mit familienrelevanten Normen als Beitrag zur historischen Familienforschung auszuweisen.

Eine andere Möglichkeit, das Arbeitsvorhaben zu verdeutlichen, liefern die auf dem Rollenkonzept¹ basierenden theoretischen und empirischen sozialwissenschaftlichen Forschungen. Mit dem umgangssprachlich assoziationsreichen Begriff »Rolle« und seinen Derivaten Rollenverhalten, -erwartung, -zuschreibung, -konfiguration etc. wird der Sachverhalt umschrieben, dass mit verschiedenen strukturell festgelegten sozialen Positionen bestimmte Verhaltensmuster gesellschaftlich vorgegeben sind, denen sich das tatsächliche Verhalten des Positionsinhabers nicht entziehen kann. Die Interaktion von Individuen wird weder jeweils situationsgerecht durch subjektive Verhaltensentscheidungen neu erfunden, noch durch materielle Sachzwänge total determiniert. Vielmehr orientiert sich soziales Verhalten an kulturell vorgegebenen Verhaltensmustern, deren Einhaltung durch sozialen Konsens oder Zwang kontrolliert wird. Das Rollenverhalten als tatsächlich gleichförmiges Verhalten und das von diesem Normalverhalten abweichende Rollenverhalten in einzelnen Gruppen oder bei bestimmten Individuen, das Ausmaß an Kongruenz bzw. Inkongruenz zwischen Rollenideal und normalem Rollenverhalten, also der Abstand zwischen idealer und realer Norm, schließlich das Erlernen und Durchsetzen von Rollen bei Rollenträgern sowie die soziale Position und normierende Kraft der Rollendefinierer sind u. a. Fragen, die die mit dem Rollenkonzept arbeitende empirische Forschung beschäftigt. Im Hinblick auf unsere Fragestellung ist es unbestreitbar ein Vorteil des Rollenkonzeptes, dass der durch die unterschiedlichen Betrachtungsweisen der Spezialdisziplinen Soziologie, Sozialpsychologie, Psychoanalyse und Psychologie zergliederte Gegenstand in einem integrierenden Interpretationszusammenhang erfasst wird.² Die nicht gering zu achtende Gefahr, dass bei Verwendung des Rollenkonzeptes das Verhalten von Menschen in eine endlose Zahl von mehr oder weniger beziehungslosen Rollen zerlegt zu werden droht, dürfte sich hingegen speziell bei der Analyse der gesellschaftlichen Situation der Geschlechter in Grenzen halten. Denn bei den geschlechtsspezifischen Verhaltensmustern für Mann und Frau, Ehemann und Ehefrau, Vater und

1 Zum Rollenkonzept vgl. den Artikel »Rôle« von *Th. R. Sarbin*, u. *R. H. Turner*, in: *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Bd. 13, New York 1968, S. 546–557; *A.-M. Rocheblave-Spenlé*, *La notion de rôle en psychologie sociale. Etude historico-critique*, 2. Aufl., Paris 1969; *dies.*, *Les rôles masculins et féminins*, Paris 1964; *K. H. Bömmmer* (Hg.), *Die Geschlechterrollen*, München 1973.

2 *F. Haug*, *Kritik der Rollentheorie*, Frankfurt a. M. 1972, interpretiert in ihrer kritischen Auseinandersetzung mit verschiedenen seit den fünfziger Jahren in der Bundesrepublik entwickelten soziologischen Rollentheorien das Einschwören der Soziologie auf Rollentheorien als Versuch, Gesellschaftsanalyse auf eine Interaktionsanalyse zu reduzieren. Diese eher in den Formulierungen als in der Argumentation scharfe Kritik an Rollentheorien macht zwar auf gewichtige Defizite einzelner Theorien und des Ansatzes im Allgemeinen aufmerksam, überzeugt aber nicht dahingehend, nunmehr auf jegliche Orientierung am Rollenkonzept zu verzichten.

Mutter handelt es sich erstens, da sie einem allgemeinen Muster der Arbeitsteilung zugeordnet sind, um Verhaltensmuster höchster Allgemeinheit, und zweitens, da sie bereits mit der frühkindlichen Sozialisation verankert werden, um Muster höchster Intensität.

In der Sprache des Rollenkonzeptes formuliert, wird die folgende Analyse erstens die Frage aufwerfen, wie, von wem und mit welcher Autorität die mit den Ausführungen über »Geschlechtscharaktere« einsetzende Neudefinition eines Aspektes der Geschlechterrollen vorgenommen wird, und zweitens der Frage nachgehen, wie und bei wem diese Aussagen möglicherweise imstande waren, die Geschlechterrollen zu beeinflussen. Die anschließende allgemeinere Frage, aufgrund welcher Ursachen und in welcher sozialen Funktion speziell das Aussagesystem über »Geschlechtscharaktere« wirkungsmächtig werden konnte, geht hingegen über den vom Rollenkonzept gesteckten Rahmen hinaus. Sie zielt auf den Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischer Entwicklung und ideologischer Interpretation dieser Entwicklung und damit auf den ideologischen Gehalt der in der spezifischen Form der »Geschlechtscharaktere« erfolgten Zuschreibung von komplementären Geschlechterrollen.

Das umrissene Programm ist anspruchsvoll und steht in mancher Hinsicht quer zum Trend der sich schnell entfaltenden historischen Familienforschung.³ Damit nicht genug, wird dessen tatsächliche Durchführung zusätzlich dadurch belastet, dass nicht bereits abgeschlossene Forschungen, sondern nur unter bestimmten Gesichtspunkten interessante Beobachtungen mitgeteilt werden. Diese vorläufigen Mitteilungen sollen zum einen auf ein m.E. wichtiges Problem in der Geschichte von Familie hinweisen, sie sollen zum andern die Diskussion darüber erneut anregen, wie die zu einer bestimmten Zeit gängigen, jedoch nicht direkt institutionell durchgesetzten normativen Aussagen und Überzeugungen hinsichtlich ihrer Entstehung und Wirkung sozial zu verorten sind, wie also Sozialgeschichte die Ideengeschichte einbeziehen kann und muss, ohne dabei Gefahr zu laufen, erneut in Ideengeschichte aufzugehen.⁴

3 Im Vergleich zu den quantifizierten Ergebnissen einer mit den Instrumentarien der historischen Demographie arbeitenden Familienforschung haftet den hier beabsichtigten noch nicht quantifizierten und evtl. überhaupt nicht quantifizierbaren Aussagen der Makel der Vorwissenschaftlichkeit an. Ein derartiger methodischer »Rückfall« ist m.E. allerdings wissenschaftlich weniger problematisch, als eine um des Kriteriums der Quantifizierbarkeit willen hingegenommene Reduktion eines Sach- und Forschungsgebietes ausschließlich auf solche Phänomene, die der Quantifizierung zugänglich sind.

4 Vgl. die kritischen Bemerkungen von *P. Laslett*, über *The History of Family Attitudes*, in: *ders. u. R. Wall*, (Hg.), *Household and Family in Past Time*, Cambridge 1972, S. 10–13.

II.

In »Meyer's Großem Konversationslexikon« heißt es 1904 unter dem Stichwort »Geschlechtseigentümlichkeiten« nach Ausführungen über die anatomischen und physiologischen Unterschiede kurz und bündig:

»Auch psychische G. finden sich vor; beim Weib behaupten Gefühl und Gemüt, beim Manne Intelligenz und Denken die Oberhand; die Phantasie des Weibes ist lebhafter als die des Mannes, erreicht aber seltener die Höhe und Kühnheit wie bei letzterem.«⁵

Diese auf eine Kurzformel gebrachte Typisierung der »Geschlechtscharaktere« lässt kaum mehr vermuten, dass die Herausarbeitung und Abgrenzung der Geschlechtsspezifika seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis hinein ins 20. Jahrhundert mit anhaltender Intensität betrieben worden ist. Dieses lebhaftes Interesse an der Abgrenzung ist ebenso wie die Selbstverständlichkeit, mit der diese vorgenommen wurde, eindrucksvoll dokumentiert in den zahlreichen Lexika des 19. Jahrhunderts unter Stichworten wie Frau, Weib, Geschlecht, Geschlechtscharakter, Geschlechtseigentümlichkeiten etc. Zur Illustration eines solchen Aussagesystems sei aus dem »Brockhaus« von 1815 zitiert. Hier wird der Geschlechtscharakter von Tier und Mensch definiert als in der Natur wirkende »Entgegensetzung zusammengehöriger und zu gemeinschaftlichem Produktionszweck wirkender Kräfte«. Bei den Menschen soll diese Entgegensetzung für Körper und Seele gleichermaßen gelten.

»Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit ... Der Geist des Mannes ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstracter Gegenstände, zu weitaussehenden Plänen geneigter; unter den Leidenschaften und Affecten gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich selbst gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder List. Jener gehört dem geräuschvollen öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Cirkel. Der Mann arbeitet im Schweiß seines Angesichtes und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzts schon zu Boden liegend noch der Gewalt; willig beugt das Weib sein Haupt und findet Trost und Hilfe noch in seinen Thränen.«⁶

Ähnlich wird 1848 im »Meyer« in einem zehnsseitigen Artikel über »Geschlechtseigentümlichkeiten« das »Männliche als das relativ vorzugsweise Individuelle,

5 Meyer's Großes Konversationslexikon, Bd. 7, 6. Aufl., Leipzig 1904, S. 685.

6 Conversations-Lexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, Bd. 4, 3. Aufl., Leipzig 1815, S. 211.

das Weibliche als das relativ vorzugsweise Universelle« charakterisiert, wobei Individualität den Charakter der »Selbstheit, Selbständigkeit, der Kraft und Energie, der möglichsten Begrenzung und Abgeschlossenheit, des Antagonismus; – Universalität hingegen den der Abhängigkeit, Unbestimmtheit, Verschmelzung, Hingebung, der Sympathie« hat.⁷ Diese Charakteristika sollen nicht nur für die generell im Tierreich auffindbaren körperlichen Geschlechtsunterschiede, sondern auch für die »psychischen Äußerungen« der Menschen gelten.

»Entsprechend dem mehr universellen Charakter im Weibe, ist die Empfindung in ihm vorherrschend, – das Weib ist mehr fühlendes Wesen; beim Manne herrscht hingegen wegen seiner größeren Individualität, die Reaktion vor, – er ist mehr denkendes Wesen ... Gemäß der Universalität ist beim Weibe die Sympathie, die Liebe vorherrschend, beim Manne hingegen, wegen vorwaltender Individualität, der Antagonismus, der Haß, – und so ist denn jenes mitleidiger, mildthätiger, es ist sittlicher und religiöser, als der mehr rauhe, oft hartherzige, Alles vorzugsweise nach seinem Ich zu bemessen geneigte Mann. Er ist fest und beständig, sein Muth kühn und sein Entschluß bestimmt; er schwingt sich über das Kleinliche empor, hat weniger Eitelkeit als Stolz, und Letzteres bezieht sich hauptsächlich auf sein Handeln und Schaffen; einem Freund kann er Alles opfern. Der Charakter des Weibes ist mehr wankend, der Entschluß jedoch oft rascher; in Leiden ist es in der Regel gefaßter, und duldet im Allgemeinen die alleräußersten Drangsale und Widerwärtigkeiten mit größerer Standhaftigkeit als der Mann. Alles, was das Gemüth hauptsächlich in Anspruch nimmt, wirkt vorzugsweise auf das Weib ein, und dadurch kann es zur größten Selbstverleugnung getrieben werden ... Das Wesen des Weibes ist Liebe, aber weniger zum eigenen, als vielmehr zum anderen Geschlechte und zu den hilfsbedürftigsten und zartesten Kleinen. Seine Tugend ist Unschuld der Seele und Reinheit des Herzens; innige Theilnahme und Mitleid seine Zierde.

Hiernach wäre denn nun auch die allgemeine Bestimmung der Geschlechter für das äußere Leben überhaupt zu beurtheilen ... Fortpflanzung ist nur durch Kooperation beider möglich, jedoch hat an dieser Operation das weibliche Geschlecht unverkennbar mehr Antheil, als das männliche ... Während so das Weib hauptsächlich das innere Familienverhältniß begründet, der Mann mehr das äußere, ist er zugleich das Verbindungsglied zwischen Familie und Familie, er hauptsächlich begründet den Staat.«⁸

Die variationsreichen Aussagen über »Geschlechtscharaktere« erweisen sich als ein Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen und zielen darauf ab, die »naturgegebenen«, wenngleich in ihrer Art durch Bildung zu vervollkommnenden Gattungsmerkmale von Mann und Frau festzulegen. Den als Kontrastprogramm konzipierten psychischen »Geschlechtseigenthümlichkeiten« zu Folge ist der Mann für den öffentlichen, die Frau für den häuslichen Bereich von der Natur prädestiniert. Bestimmung und zugleich Fähigkeiten des Mannes verweisen auf die gesellschaftliche Produktion, die der Frau auf die private Reproduktion. Als immer wiederkehrende zentrale Merkmale werden beim

7 J. Meyer, Das große Conversations-Lexikon, 1. Abt., 12. Bd., Hildburghausen 1848, S. 742.

8 Ebd., S. 748 f.

Manne die Aktivität und Rationalität, bei der Frau die Passivität und Emotionalität hervorgehoben, wobei sich das Begriffspaar Aktivität-Passivität vom Geschlechtsakt, Rationalität und Emotionalität vom sozialen Betätigungsfeld herleitet. Diese Hauptkategorien finden sich mit einer Vielzahl von Zusatzmerkmalen kombiniert, so dass jeweils eine Mischung traditioneller und moderner, physiologischer, psychischer und sozialer Eigenschaften das Wesen des männlichen und weiblichen Geschlechtes ausmacht. Ordnet man häufig anzutreffende Geschlechtsspezifika,⁹ so ergeben sich folgende Merkmalsgruppen:

Mann	Frau
<i>Bestimmung für</i>	
Außen	Innen
Weite	Nähe
Öffentliches Leben	Häusliches Leben
wirksam	betriebsam, emsig
<i>Aktivität</i>	
Energie, Kraft, Willenskraft	Schwäche, Ergebung Hingebung
Festigkeit	Wankelmut
Tapferkeit, Kühnheit	Bescheidenheit
<i>Tun</i>	
selbständig	abhängig
strebend, zielgerichtet, wirksam	betriebsam, emsig
erwerbend	bewahrend
gebend	empfangend
Durchsetzungsvermögen	Selbstverleugnung, Anpassung
Gewalt	Liebe, Güte
Antagonismus	Sympathie
<i>Rationalität</i>	
Geist	Gefühl, Gemüt
Vernunft	Empfindung
Verstand	Empfänglichkeit
Denken	Rezeptivität
Wissen	Religiosität
Abstrahieren, Urteilen	Verstehen
<i>Tugend</i>	
	<i>Tugenden</i>
	Schamhaftigkeit, Keuschheit,
	Schicklichkeit, Liebenswürdigkeit,
	Taktgefühl, Verschönerungsgabe
Würde	Anmut, Schönheit

9 Außer diversen Lexika wurden medizinische, pädagogische, psychologische und literarische Schriften ausgewertet.

Physis und Psyche der Frau werden primär nach dem Fortpflanzungs- bzw. Gattungszweck und der dazu sozial für optimal erachteten patriarchalischen monogamen Ehe bestimmt, die des Mannes hingegen nach dem Kulturzweck. Marianne Weber brachte diese Beobachtung auf die zutreffende Formel, die Frau werde als das Geschlechtswesen, der Mann als der zur Kulturarbeit Bestimmte definiert.¹⁰ Derartige Charakter-Schemata, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an Überzeugungskraft verlieren, werden im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts »erfunden«. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts bleiben die einmal eingeführten Zuordnungsprinzipien konstant und werden nicht zuletzt durch Medizin, Anthropologie, Psychologie und schließlich Psychoanalyse »wissenschaftlich« fundiert.¹¹ Die Vorstellungen von dem eigentlichen Wesen der Geschlechter werden zugleich offenbar so erfolgreich popularisiert, dass immer größere Kreise der Bevölkerung sie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als Maßstab für das jeweils Männlich-Angemessene und für das jeweils Weiblich-Angemessene akzeptieren.¹²

Die bloße Tatsache der Kontrastierung von Mann und Frau ist historisch zunächst wenig aufschlussreich, waren doch in patriarchalischen Gesellschaften seit eh und je Aussagen über das »andere Geschlecht« gängige Muster der männlichen Selbstdefinition.¹³ Auf eine historisch möglicherweise gewichtige Differenzierung verweist jedoch die Beobachtung, dass mit den »Geschlechtscharakteren« diese Kontrastierung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine spezifisch neue Qualität gewinnt. Der Geschlechtscharakter wird als eine Kombination von Biologie und Bestimmung aus der Natur abgeleitet und zugleich als Wesensmerkmal in das Innere der Menschen verlegt. Demgegenüber sind die älteren vor allem in der Hausväterliteratur und den Predigten überlieferten Aussagen über den Mann und die Frau Aussagen über den Stand, also über

10 M. Weber, Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung, (Tübingen 1907), Neudr. Aalen 1971, S. 300f. Systematisch durchgeführt wurde diese Zuweisung von O. Weininger, Geschlecht und Charakter, Wien 1903 (25. Aufl., 1923, 28. Aufl. 1947).

11 Vgl. z.B. die vielzitierten Ausführungen des Mediziners K.F. Burdach, Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur. Anthropologie für das gebildete Publicum, Stuttgart 1837, S. 470–477; außerdem: V. Klein, The Feminine Character. History of an Ideology, 2. Aufl., London 1971; L.E. Tyler, Artikel »Sex Differences«, in: International Encyclopedia of the Social Sciences, Bd. 7, New York 1968, S. 207–213.

12 Vgl. R. Hofstätter, Männlich und weiblich, in: Wiener Archiv für Psychologie, Psychiatrie, Neurologie Bd. 6 (1956), S. 154–167, der die Verbreitung derartig stereotyper Vorstellungen in Polaritätsprofilen empirisch erfasst. Noch Ende der fünfziger Jahre standen von 138 befragten Professoren und Dozenten 40 Prozent weiblichen Hochschullehrern bedingt negativ und 39 Prozent grundsätzlich ablehnend gegenüber, wobei zur Begründung am häufigsten der »Mangel an intellektuellen oder produktiv-schöpferischen Fähigkeiten« und der Satz »Der Beruf des Hochschullehrers widerspricht dem Wesen, der biologischen Bestimmung oder dem natürlichen Streben des Weibes« angeführt wurde, vgl. H. Anger, Probleme der deutschen Universität, Tübingen 1960, S. 23, S. 491.

13 Vgl. S. de Beauvoir, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek 1968.

Vandenhoeck & Ruprecht

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft
Band 202

Karin Hausen zählt zu den Pionierinnen der Geschlechtergeschichte. Die in diesem Band versammelten Aufsätze haben entscheidend dazu beigetragen, dieses Forschungsfeld zu erschließen. Ihre Studien zur Bürgerlichen Geschlechterordnung und zur Relevanz kultureller Geschlechterdifferenz für Arbeit, Wirtschaft und Politik verdeutlichten Programm und Methode der Geschlechtergeschichte und eröffnen überraschend neue Wahrnehmungshorizonte.

Die Autorin

Prof. Dr. Karin Hausen ist Historikerin und war Gründerin und bis 2003 Leiterin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. Sie war Mitherausgeberin der Publikationsreihe »Geschichte und Geschlechter« und ist es seit 1996 bei »L'HOMME. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft«.

ISBN 978-3-525-37025-4



9 783525 370254

www.v-r.de